

Sabine Klewe

Martin Conrath

## **Das Geheimnis der Madonna**

Ein Hansekrimi

Lippstadt

Die folgende Erzählung ist frei erfunden. Alle Ereignisse und Figuren entspringen unserer Phantasie. Dennoch haben wir uns bemüht, sie so wirklichkeitsgetreu wie möglich in den realen historischen Kontext des 14. Jahrhunderts einzubetten. So sind viele wichtige Geschehnisse, etwa das Erdbeben und die Ankunft der Pest in Westeuropa, historisch belegt. Auch einige Randfiguren wie der Magister Amelungus, Propst Wilbrand und Priorin Wolradis haben tatsächlich gelebt. Trotz allem haben wir, wenn es nötig war, die Fakten unserer Vorstellungskraft angepasst.



## Prolog

Ein herzerreißender Klagelaut. Tief aus dem Leib der Erde. Dann ein Zittern, das langsam anschwell, sich an die Oberfläche fraß, sein geiferndes Maul aufsperrte, Sand, Steine und Gestrüpp verschlang. Das Beben schwoll an, brachte Häuser zum Wanken, ließ Gebälk ächzen, fegte hölzerne Teller und Talglampen auf den Boden und riss Mensch und Tier aus dem Schlaf. Die Oberfläche der Ruhr erzitterte, eine Woge jagte flussaufwärts, Boote tanzten hilflos auf den Wellen, neigten sich, kippten, ertranken.

Meter für Meter donnerte das Ungeheuer weiter, streckte seine Klauen gierig in alle Richtungen aus, schluckte Bäume und Hütten, die seufzend in seinem Rachen versanken.

Dann, ganz allmählich, verlor es an Kraft, bebte und zuckte immer leiser, die Stöße wurden schwächer, bis die Erde nur noch sacht erschauerte.

In der Stadt Lippe, hundert Kilometer nordöstlich des Epizentrums, war das Beben kaum mehr als das Schnurren eines zufriedenen Katers, der sich in der Mittagssonne räkelt. Die Fachwerkhäuser stöhnten leise, Ratten huschten beunruhigt durch die leeren, dunklen Gassen und der Fluss gurgelte sanft. Die Männer und Frauen, die ahnungslos in ihren Betten lagen, murmelten etwas, drehten sich auf die andere Seite und setzten ihren Schlaf fort.

An einer einzigen Stelle fraß sich das Beben ins Mauerwerk, richtete Schaden an, geringen nur, mit bloßem Auge kaum zu erkennen, und doch folgenschwer.

1. Mai 1338

Suitbertus schüttelte nur den Kopf, dann zuckte er die Achseln und rollte das nächste Fass Bier in den Schankraum. Was soll's, dachte er. Benjamin zahlt gutes Geld, genug, um die Schäden an Mobiliar und Personal auszugleichen. Rauchschwaden hüllten den Schankwirt ein wie Nebel im Herbst, dick, klebrig undurchdringlich und gefährlich. So gefährlich, dass sich Suitbertus nicht mehr nach draußen wagte, wenn Nebel auf der Stadt lastete. Nur knapp war er dem Tod entronnen, ein Fehltritt, eine Böschung war er heruntergestürzt, bewusstlos hatte er im Dreck gelegen und wäre jämmerlich erfroren, hätten ihn nicht Handelsleute aus Hamm zufällig gefunden, die ein stilles Örtchen gesucht hatten.

»Wo bleibt Ihr denn, Meister Suitbertus?«, rief Benjamin quer durch den Raum, seine Stimme übertönte das Lärmen der Gäste ohne Probleme. »Wollt Ihr mit dem Fass dort übernachten? Die Kehlen meiner Gäste sind so trocken gefallen wie die Lippe. Hört Ihr den Staub rieseln? Obwohl, bei den meisten rieselt der Staub ja ständig im oberen Stockwerk.« Benjamin lachte perlend wie ein kleiner Bub, griff in einen Leinensack, schloss den Abzug und warf eine Hand voll Hanfblüten in die Glut. Schnell verbrannten sie, der herb-süßliche Rauch verbreitete sich im ganzen Raum und befriedete die vom Alkohol erhitzten Gemüter.

»Bin schon da, Meister, bin schon da. Der Gerstensaft rollt, und nur vom Besten. Wie Ihr befohlen habt, vom Lipper Rosenbräu ein Fass. Eins besser als das andere. Meister Oswald hat sich mal wieder selbst übertroffen.«

»Haltet keine Volksreden, Wirt. Schlagt an! Schnell! Schlagt an!« Benjamin sprang von seinem Schemel auf, stieß ein paar Betrunkene zur Seite, die fluchend versuchten, das Gleichgewicht zu halten, aber vergebens. Sie plumpsten durcheinander, einer schlug sich den Kopf an einer Tischkante auf, er schrie, Blut floss, schnell wickelte eine Magd einen Fetzen Leinen um den beschädigten Schädel.

Die anderen grölten vor Lachen, der Wirt beeilte sich, das Fass anzuschlagen, damit die Feiergesellschaft weiter saufen konnte und die Stimmung nicht kippte. Wie zwei Jahre zuvor, an Benjamins sechzehntem Geburtstag.

Damals hatten schwer bewaffnete und gut geführte Wegelagerer einen Handelszug überfallen, zwei Hamburger Kaufleute waren ums Leben gekommen, nicht schön, aber viel schlimmer wog der Verlust einer ganzen Wagenladung des Gerstensaftes: Gegen Mitternacht ging das Bier zur Neige, mit der unangenehmen Folge, dass die Feiergesellschaft die Einrichtung in ihre Einzelteile zerlegte. Nur gut, dass die Büttel schnell zur Stelle waren und dem Fest ein abruptes Ende bereiteten. Alle Übeltäter landeten für eine Nacht im Stockhaus, gegenüber der Stadtmühle, wo sie sich mit den Ratten balgen konnten. Am nächsten Morgen stand eine ganze Schlange ehrbarer Lipper Bürger vor dem Stockhaus, vom Ratsherr bis zum Handwerksmeister, bewaffnet mit einer stattlichen Anzahl Flüchen und frisch geprägten Goldstücken, Mark und Gulden, um ihre missratene Brut freizukaufen. Darunter auch der Ehrenwerte Ratsherr und Hansekaufmann Godeke Matern, Benjamins Vater, der nicht fluchte. Mit steinerner Miene löste er seinen Sohn aus, wartete nicht auf ihn, sondern schwang sich auf sein Pferd und preschte davon. Benjamin hatte noch eine ganze Weile vor dem Tor gestanden und sich gewünscht, sein Vater hätte ihn ausgeschimpft. Oder geohrfeigt. Irgendetwas.

Benjamin kehrte zurück in den 'Ochsen', betrachtete Suitbertus und fühlte sich für einen Moment elend. Aber der Alkohol verdrängte die Erinnerungen rasch. Dem Wirt jedenfalls war's damals recht gewesen. Ein gutes Geschäft hatte er gemacht und in diesem Jahr hatte ihm Benjamin geschworen, dass nichts schief gehen würde. Der Hanf würde für Frieden sorgen, auch wenn das Bier knapp werden sollte.

Suitbertus setzte den Hahn an, schwang den Hammer, ein gezielter Schlag und das Fass war angeschlagen, das Bier lief in die Holzumpen, die weniger anfällig waren als die teuren aus Steingut. Die stellte Suitbertus nur auf den Tisch, wenn die Ratsherren kamen oder

wohlhabende, friedliche Händler einkehrten, das wusste Benjamin, schließlich waren sein Vater und seine Brüder Stammgäste im 'Ochsen'.

Er sprang aus dem Stand auf einen Tisch. Kerzengerade stand er da, schlank, fast schon mager. Aber unter dem einfachen grünen Samtwams schlummerte die Zähigkeit eines gut gegerbten Stücks Gürtelleder.

Gut, dass die Schänke eine Galerie hatte, denn sonst wäre er mit seinem Kopf durch die Decke gestoßen, sechseinhalb Fuß maß er vom Scheitel bis zu Sohle. Keinen Daumenbreit schwankte er, obwohl er schon mindestens sieben Humpen geleert hatte.

»Hört, Leute hört!«

Sofort kehrte Ruhe ein, die Mägde beeilten sich, die Humpen nachzufüllen, außer Bier gab es nichts. Benjamin mochte Wein nicht, also gab es auch keinen. Sein Vater trank ausschließlich Wein und betonte bei jeder Gelegenheit: »Bier ist etwas für Menschen ohne Geschmack. Egal ob Bauer oder Adliger.« Das war zumindest ein Punkt, in dem sich Benjamin mit seinem Vater einig sah: Es war egal, ob man Bauer war oder Adliger oder Kaufmann, Hauptsache man hatte Geld, achtete die Gesetze, die Bibel und die Sperrstunde. Mit einem Wort: Ein Ehrenmann konnte jeder sein. Dass Benjamin Weintrinker für zungenlose Schwachköpfe hielt, das band er seinem Vater nicht auf die Nase. Wozu auch?

»Heut' ist ein besonderer Abend, Volk von Lippe, Stadt unseres ehrenwerten und geliebten Herren Bernhard von der Lippe.« Benjamins Blick streifte durch das Wirtshaus. Am Eingang zur Küche saß Albrecht von Holzhausen, vertieft in seinen Humpen. Benjamin zögerte einen Moment. Albrecht. Ein gefährlicher Bursche. Zu intelligent. Zu gewitzt. Zu gute Verbindungen zu Kirche und Rat. Ein unheimlicher Bursche. Eine rohe Rübe könne er mit einer Hand zerquetschen wie eine reife Pflaume, hieß es, und niemand wusste so richtig, womit er sein Geld verdiente, aber viele munkelten von üblen Machenschaften.

Mit einer Handbewegung wischte er seine Gedanken beiseite. »Volk von Lippe. Heut' ist der Tag. Der Tag der Freiheit. Endlich bin ich den

Fängen des Meisters entkommen. Nie wieder wird er mir die Ohren lang ziehen. Nie wieder wird er mich stundenlang eine Brosche polieren lassen, bis das Gold fast abgerieben ist. Nie wieder werde ich vor einem fetten Weib zu Kreuze kriechen müssen, damit ihr Mann Geschmeide kauft und filigranen Schmuck, an dem ich Wochen gearbeitet habe und der an ihren Schweinenacken verschwendet ist. Nie wieder!«

Die Sätze flossen aus ihm heraus, wie das Bier aus dem Fass, in einem langen, schaumigen Strahl. Benjamin hielt inne, die Gäste applaudierten, schlugen mit den Humpen auf die Tische, trampelten mit den Füßen auf die Steinplatten, mit denen das Gasthaus 'Zum Ochsen' ausgelegt war.

Benjamin gebot Ruhe. »Wahrhaftig, ich habe Lehrgeld gezahlt: Vier Jahre des Schindens und der Demütigung. Ein Knabe war ich, als ich begann, jetzt bin ich ein Mann, und glaubt mir Eines: Bald werde ich dem Meister die Flötentöne beibringen. Mir klingen seine Worte noch in den Ohren. >Was glaubst du, wer du bist? Ein Nichts bist du! Deine Geburt hast du dir nicht erarbeitet, eine Schande bist du für deine Familie.<«

Benjamin hatte die Stimme erhoben, sein Publikum pfiß und buhte, »Schinder«, riefen einige, »Der Meister gehört gerädert«, riefen andere und hatten dabei Mühe, die Worte verständlich aus den bier- und fettriefenden Mäulern herauszubekommen.

Gut fühlte sich Benjamin, sonnte sich in der Zustimmung. »Und dann hat er mich gebraucht, weil ich keine Angst habe. Vor niemandem. Auch nicht vor denen, die er als unrein betrachtete und ihm einen großen Gewinn sichern. Weil ich einfach besser bin. Ich weiß, wie der Hase läuft. Wo die Geschäfte gemacht werden. Und wisst ihr, was passieren wird? Bald werde ich der reichste Mann in Lippe sein. Die ganze Stadt werde ich kaufen und dann tanzen alle nach meiner Pfeife. Dann fällt die Sperrstunde. Dann müssen alle Meister ihre Lehrlinge freundlich behandeln. Und wer das nicht will, der muss Lippe verlassen, oder ich stecke ihn einfach ins Stockhaus!«

Tosender Applaus brach los.

»Benjamin lebe hoch!«, »Benjamin in den Rat!«, schrien die Gäste durcheinander, kaum noch verständlich, einige lagen schon unter den Tischen und schliefen, einer hatte seinen Mageninhalt auf den Boden entleert, Mägde beeilten sich, die Schweinerei wegzumachen, bedrängt und begrapscht.

Benjamin stieg vom Tisch, drängelte sich durch die schwitzenden Menschen, die ihm auf die Schulter klopfen und baute sich vor Albrecht auf, der einen Schluck aus seinem Humpen nahm, ohne auf Benjamin zu achten.

»Und?«

Albrecht schwieg, sein Blick ging an Benjamin vorbei.

»Stumm wie ein Fisch, was? Ihr solltet etwas fröhlicher sein.«

Langsam hob Albrecht seinen kahlen Schädel. Eine blasse Narbe zog sich von der Stirn bis zum Genick. »Du bist ein Großmaul. Redest zuviel. Und ein Angeber bist du obendrein.«

Benjamin knirschte mit den Zähnen. »Ich könnte Euch einfach rauswerfen lassen.«

»Bitte. Nur zu. Dieses Fest ist sowieso nicht sehr erheitend. Kein Barde. Keine Tänzerinnen und nicht mal eine anständige Hure. Nur ein paar quietschende Mägde, die im Kloster besser aufgehoben wären. Du musst noch viel lernen, Kleiner.« Albrecht hatte seinen Blick in Benjamins Augen gebohrt.

Dem brach der Schweiß aus. »Ist ja egal. Wir treffen uns morgen. Bei Sonnenuntergang. Wie abgesprochen. Seid pünktlich, Albrecht.«

Benjamin erwartete keine Antwort, drehte sich um, griff den erstbesten Humpen, leerte ihn, warf ihn auf den Tisch zurück, packte den nächsten und den nächsten. Der Lärm verstummte. Die Gäste versammelten sich um Benjamin, der Humpen auf Humpen in sich hinein schüttete, ein Fass ohne Boden. Schon rollte das nächste heran, der Schlag auf den Hahn weckte die Gäste, die ihre Humpen griffen und Wirt und Fass belagerten, die nicht gut voneinander zu unterscheiden waren. Benjamin leerte einen weiteren Humpen, setzte ihn ab und verließ den Ochsen, ohne sich noch einmal umzusehen.

Albrecht wartete noch einen Moment, dann folgte er Benjamin in die ungewöhnlich warme Mainacht.

13. September 1348

Robert Werringhausen lächelte. Seine Frau Elisabeth lächelte. Das Pferd lächelte. Elisabeth sah sich um. Was stimmte hier nicht? Die Gewitterwolken. Sie zogen viel zu schnell. Gerade eben hatten sie noch über Lippe gestanden, über dem Cappel Tor, weit im Norden, jetzt auf einmal hingen sie fast über ihnen, und sie waren doch schon zehn Meilen weg von der Stadt.

Robert lachte schallend. Elisabeth lächelte nicht mehr. Wie konnte er nur so sorglos sein. Das Gewitter hatte sie eingeholt. Es hasste sie. Es würde sie töten.

»Robert!«, schrie sie aus vollem Hals. »Robert!«

Ihre Stimme überschlug sich. »Sei vorsichtig!«

Aber die Gewitterböe verwehte ihre Worte, und Robert lachte immer noch, selbst als der Blitz in den Baum einschlug, die Flammen aus dem Stamm prasselten, die Gäule durchgingen und der Wagen auf die Böschung zu raste.

Ich stürze, dachte Elisabeth. Ich stürze. Sie merkte nichts von dem Aufprall. Alles was sie fühlte, war Verzweiflung. Der Wagen drehte sich, wie Püppchen hingen die Pferde in der Luft, in hohem Bogen flog Robert Werringhausen vom Bock, gegen einen Baum, der Wagen drehte sich ein zweites Mal, aber jetzt war der Baum im Weg. Und Robert.

»Ich höre nichts«, flüsterte Elisabeth gegen die Naturgewalten. Den Donner, den Sturm, ihren eigenen Schrei.

Ihr Mann starb schnell. Zerquetscht wie eine Fliege. Sie schrie, bis ihre Stimme versagte.

Elisabeth fuhr aus dem Schlaf hoch. Sie zitterte. Kalter Schweiß klebte an ihrem Körper. Ihr Atem ging stoßweise, sie fühlte sich, als müsse sie ersticken. Durch das kleine Fenster drang blasses Mondlicht in die Kammer, Schemen huschten über die Wände.

»Ist dort jemand?« Verängstigt blickte sie sich um. Nichts zu sehen. Nichts zu hören. Sie war allein. Behutsam strich sie mit dem

Zeigefinger über den Schemel neben ihrem Bett, berührte sacht das raue Holz und erkannte jede Unebenheit. Robert hatte ihr den Schemel selbst gezimmert. Ein wenig krumm war er, aber fest, in hundert Jahren würde er noch da stehen. So wie die Truhe und der kleine Marien-Altar in der Ecke der Kammer.

Ein Albtraum. Wie so oft. Ihr Schrei hatte mit Sicherheit das Gesinde geweckt, aber Elisabeth hatte ihnen eingeschärft, einfach weiter zu schlafen.

Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und spürte, dass ihre Wangen feucht waren. Drei Jahre. Vor drei Jahren hatte das Gewitter Robert getötet. Der Schmerz fuhr ihr in die Eingeweide. Sie stöhnte leise. Würde das denn nie enden?

Zuerst hatte sie einfach nur sterben wollen. Wozu sollte sie leben, wenn Robert nicht mehr da war? Jeder neue Tag war eine Last, eine endlose schwarze Nacht gewesen. Wenn sie ein Kind gehabt hätte, um das sie sich hätte kümmern müssen, wäre es ihr sicherlich leichter gefallen. Doch ihr einziger Sohn, Heinrich, hatte nur wenige Tage gelebt.

Ademar hatte ihr nach Roberts Tod beigestanden, ihr keinen Vorwurf gemacht ob der sündigen Gedanken an Selbstmord. Ademar. Wie gut, dass es ihn gab. Er war ihr bester Freund. Schon als sie noch Kinder waren.

Schließlich war sie zurückgekehrt aus der Welt der Trauer und Verzweiflung und hatte die Geschäfte ihres Mannes übernommen, den Handel mit Stoffen und Tuchen. Und das mit Erfolg. Es mangelte ihr nicht an Geschäftssinn und durchsetzen konnte sie sich ebenfalls gut.

Wieder sah Elisabeth sich in der Kammer um. Nicht nur der Albtraum hatte sie aus dem Schlaf gerissen. Da war noch etwas Anderes gewesen. Ein Gefühl. Ein schwaches Rumpeln, so als habe jemand an ihrem Bett gerüttelt. Doch auch diesmal entdeckte sie nichts als die vertrauten Konturen ihrer Möbel. Wie albern von ihr!

Sie blickte zum Fenster. Robert war einer der ersten Männer von Lippe gewesen, die Scheiben aus Glas hatten anfertigen lassen. Damals hatte Elisabeth das für eine irrsinnige Geldverschwendung gehalten.

Doch jetzt war sie froh, dass es diese schützende Wand zwischen ihr und der bedrohlichen Nacht dort draußen gab.

Elisabeth stand auf und wickelte sich das Schultertuch um. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie trat ans Fenster, lehnte ihre Stirn an die kühle Scheibe und blickte hinaus. Der Vollmond badete sein Licht in der schmalen Gasse, an deren Ende sich der Alte Markt, der Platz vor der Kirche, ausbreitete. Die Häuser schimmerten silbrig, das Fachwerk zeichnete dunkle Linien auf die Fassaden, die aussahen wie riesige Buchstaben in einer fremden Schrift. Die Fenster gafften wie blicklose, schwarze Augenhöhlen und der Turm der Nikolaikirche malte einen grauen Schatten auf die gegenüberliegende Hauswand. Dunkle, geduckte Flecken huschten über den Boden, verschwanden mal in dieser Mauerritze, mal hinter jenem Fensterladen.

Plötzlich hörte Elisabeth ein Geräusch. Hastige Schritte, gedämpft durch den lehmigen Untergrund. Jemand kam über den Alten Markt.

Elisabeth machte einen Schritt zurück in die schützende Dunkelheit ihres Zimmers, damit sie von draußen nicht zu sehen war. Wer auch immer sich um diese Zeit in den Gassen von Lippe herumtrieb, konnte nichts Gutes im Schilde führen. Eine füllige Gestalt bog um die Ecke. Sie war in einen langen Umhang gehüllt und hielt den Kopf gesenkt, trotzdem glaubte Elisabeth, den behäbigen Gang zu erkennen. Es war Ludwig Dyk, Fleischhauermeister und Mitglied des Stadtrates. Er wohnte nicht weit von hier in der Fleischhöverstraße. Wo er wohl so spät herkam? Vermutlich hatte er den Abend bei den gemeinen Weibern verbracht. Unweit des Süder Tores gab es ein Frauenhaus, in dem Männer sich für wenig Geld zu jeder Stunde jeden erdenklichen Liebesdienst erkaufen konnten.

Elisabeth seufzte. Ludwig warb seit über einem Jahr um sie. Ihre Brüder setzten ihr zu, verlangten von ihr, den sinnlosen Widerstand endlich aufzugeben und einen Tag nennen, an dem Hochzeit begangen werden sollte. Er sei eine gute Partie, wiederholten sie ständig. Wohlhabend, einflussreich. Alles, was sie sich wünschen könne. Es sei nicht schicklich, wenn eine Frau wie ein Mann allein die Geschäfte führe, auch wenn sie als Witwe sehr wohl das Recht dazu habe.

Natürlich hatten Henke und Evert dabei vor allem ihren eigenen Vorteil im Sinn. Ludwigs Wohlstand und Einfluss kam vor allem ihren Geschäften zugute, wenn er erst einmal ihr Schwager war.

Elisabeth schauderte bei dem Gedanken an eine Ehe mit dem grobschlächtigen Fleischhauer. Vor allem die Vorstellung, das Lager mit ihm teilen zu müssen, war ihr zuwider. Bisher hatte sie sich standhaft geweigert, ihre Trauer um ihren verunglückten Gatten vorgeschoben. Und diese Trauer war echt. Ihre Ehe mit Robert war glücklich gewesen. Der Verlust hatte sie beinahe um den Verstand gebracht. In letzter Zeit allerdings war Roberts Bild in ihrem Inneren mehr und mehr verblasst. Sie spürte, wie sie sich langsam von ihm löste, ihn endlich gehen lassen konnte. Letzte Woche in der Kirche hatte sie in der Nähe von Wolf Söttern gestanden. Der fesche Gewandschneider war einer der begehrtesten Junggesellen von Lippe. Er nickte ihr zum Gruß zu und sah sie dabei lange an. Zu ihrem eigenen Erstaunen neigte sie den Kopf so, dass das Sonnenlicht, das durch das Fenster in die Kirche schien, die Locke, die unter ihrer Haube hervor gerutscht war, sanft schimmern ließ.

Vielleicht war sie tatsächlich bereit für eine neue Ehe. Doch nicht mit einem Mann wie Ludwig. Niemals. Elisabeth schlang das Tuch enger um ihre Schultern. Sie fröstelte. Neugierig trat sie zurück ans Fenster, doch die Ratten hatten die Gasse wieder für sich allein, Ludwig war verschwunden.

Langsam drehte sie sich weg und begab sich zu dem kleinen Altar in der Zimmerecke, einem Marienbildnis in einem reich mit Schnitzereien verzierten Rahmen. Sie kniete nieder und betete. Inbrünstig bat sie Gott um Kraft, die ihr auferlegten Aufgaben zu meistern. Aber auch um Kraft, die richtigen Entscheidungen zu fällen. Sollte es Gottes Wille sein, dass sie den Fleischhauer ehelichte, dann wollte sie sich nicht länger dagegen sträuben. Dann würde sie schweren Herzens einwilligen. Doch wenn nicht, dann würde sie standhaft bleiben, und sich weder vom Drängen ihrer Brüder noch von Ludwigs Geschenken und Schmeicheleien umstimmen lassen. Doch wie sollte sie erkennen, was Gottes Wille war?

Elisabeth erhob sich. Das Gebet hatte sie gestärkt. Gott würde ihr den rechten Weg weisen. Später würde sie in der Kirche der Augustiner für die Madonna mit dem weinenden Kind eine Kerze stiften.

Als sie zurück ins Bett ging und wieder unter die Decke schlüpfte, verwies ein silbriger Streifen am Horizont darauf, dass es schon bald tagen würde.

